

MARTIN OESCH / RALPH WEIBEL

Tatort Bodensee: Der Fall Winterbergs

Kriminalroman

GMEINER



MARTIN OESCH /
RALPH WEIBEL

Tatort Bodensee:
Der Fall Winterbergs

MÖRDERISCHE KUNST »In den Hintern sind sie mir reingekrochen. So schnell konnte ich die gar nicht wieder rausscheißen.«

Robert Winterberg, mächtiger Brauereibesitzer am Schweizer Bodenseeufer, wird überraschend festgenommen. Er soll die aufstrebende Kuratorin Amélie Cohen mit einer Büste von Alberto Giacometti am Vorabend einer Ausstellungseröffnung erschlagen haben. Kommissar Hutter und seine Praktikantin Lisa Lehmann sehen in ihm den Hauptverdächtigen.

Kaum wird die Nachricht seiner Verhaftung öffentlich, setzt Winterbergs tiefer Fall ein. Medien recherchieren unappetitliche Geschichten aus seiner Vergangenheit, Geschäftspartner und Biertrinker wenden sich empört ab. Während Winterberg in U-Haft mit sich hadert, setzt draussen ein Reigen rätselhafter Vorkommnisse ein: Ein schwuler Kellner wird ermordet, auf die Ermittler der Thurgauer Polizei wird geschossen und Winterbergs Tochter wird bei einem Reitunfall beinahe geköpft. Doch hinter diesen Ereignissen steckt mehr als Winterbergs Fall. Es ist eine Geschichte, die weit in die Familienhistorie der Winterbergs reicht.

© Nicole Berger



Martin Oesch, Jahrgang 1962, ist von Beruf Radio-Journalist. Er leitete während vieler Jahre das Programm eines der erfolgreichsten Privatradios der Schweiz, des Ostschweizer Senders FM1. 2018 gab er die Leitungsfunktionen ab und reduzierte sein Pensum um mehr Zeit zum Schreiben zu finden.

Ralph Weibel, Jahrgang 1968, arbeitet beim Schweizer Satire-Magazin »Nebelspalter«. Zuvor war er im tagesaktuellen Journalismus tätig: beim Radiosender FM1 und beim St.Galler Tagblatt. Seit 2008 erschienen sechs Kolumnensammlungen von ihm. Daneben ist er als Poetry Slammer und – zusammen mit dem Liedermacher Christian Weiss – auf Kabarettbühnen unterwegs.

**MARTIN OESCH /
RALPH WEIBEL**

Tatort Bodensee:
Der Fall Winterbergs

Kriminalroman

GMEINER



Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @GmeinerVerlag

Instagram: @gmeinerverlag

Twitter: @GmeinerVerlag

Besuchen Sie uns im Internet:

www.gmeiner-verlag.de

© 2021 – Gmeiner-Verlag GmbH

Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch

Telefon 075 75 / 20 95 - 0

info@gmeiner-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Teresa Storckenmaier

Herstellung: Mirjam Hecht

Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © discotobi / photocase.de

ISBN 978-3-8392-6815-5

Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

EIN FINGER FÄHRT ZUG

An einem Tag im Februar 2019, 18.02 Uhr

Eine Sekunde lang steht er still. Die Frau schaut zu ihm hoch. Er macht sich auf seine nächste Runde. 18.03 Uhr. Sie sollte nicht hier sein, denkt sie und wendet den Blick weg vom Sekundenzeiger der Bahnhofsuhr zurück aufs Perron. Gleis 3, Abfahrt des Schnellzugs nach Brig in drei Minuten. Sie steht dort allein in der Winterkälte. Hoffentlich bleibt das so. Sie ist nervös. Die Pendlerzeitung beschäftigt ihre Hände und gibt ihr Sicherheit. Sie klopft die gerollte Zeitung in ihre Hand. Ein Verbrechen war geschehen, und sie ist ein Teil davon.

Mit einer Pünktlichkeit, wie es sie nur an Schweizer Bahnhöfen gibt, kündigt eine blecherne Stimme die Einfahrt des Schnellzugs aus Romanhorn nach Brig an. »Nächster Halt Frauenfeld. Abfahrt 18.06 Uhr.« Bis Frauenfeld hat sie Zeit. Elf Minuten. Gut so. Je schneller sie ihre Aufgabe erfüllt, desto besser. Sie fasst zum wiederholten Mal in ihre Manteltasche, fährt kurz mit dem Daumen über die kühle, glatte Oberfläche des Handydisplays, wagt es aber nicht, das Gerät herauszunehmen. Sie steigt in den Erste-Klasse-Wagen am Ende des Zugs. Sie muss allein sein. Zu grotesk ist ihre Aufgabe, die ihren Puls rasen lässt. »Ruhig jetzt«, sagt sie unhörbar zu sich, »konzentrier dich! Jetzt nur keinen Fehler machen.« Sie dreht das Handy in ihrer Manteltasche und ist erleichtert, als sich der Zug fast lautlos in Bewegung setzt.

Wie ein gehetztes Reh schickt sie ihre Blicke nach links und rechts, nach hinten und nach vorne, durch die gläserne

Schiebetür, ins Nachbarabteil. Sie ist allein. Und sie hofft, es zu bleiben. Sie wartet einen Moment, um sicherzugehen, dass der Kondukteur seinen Gang durch den Zug nicht von hinten beginnt. Zuerst legt sie das fremde Handy auf das kleine Fensterbrett. Zögerlich tastet sie nach dem kleinen Etwas in ihrer anderen Manteltasche. In Alufolie eingewickelt, wie früher ein Pausenbrot. »Vergiss nicht: Flugmodus raus und eine SMS Bin unterwegs ins Wallis. Ihr wisst, weshalb. Abschicken!« Sie schaut sich nochmals um. Draußen zieht die schwarze Landschaft immer schneller vorbei. Ruhig fährt der Zug aus der nordöstlichen Ecke der Schweiz seinem Ziel am anderen Ende des Landes entgegen.

»Nimm ihn aus der Folie«, redet sie sich zu. Aber sie zögert, ekelt sich. Sie stößt an ihre Belastungsgrenze. Sieht noch einmal die Tat: niedergetrampelt, Gartenschere, Blut, Schaufel, Schweiß, Tod. Mit zittrigen Fingern lupft sie ein erstes Zipfelchen Alufolie, dann ein zweites in der Mitte und schließlich ein letztes ganz unten. Sie holt tief Luft und befreit das kleine Etwas aus seinem silbernen Kleidchen. Noch einmal schaut sie hastig nach links und nach rechts, bevor sie es wie ein Schoggistängeli herausschält. Es ist ein rechter Zeigefinger, sauber, oberhalb des Mittelhandknochens abgetrennt. Ein klarer Schnitt, muss sie zugeben. Weil sie sich weigerte, die Gartenschere zu benutzen, sitzt sie nun da. »Gut, ich schneide. Aber dann bringst du ihn zum Zug!« Das war der Deal.

18.08 Uhr. Noch knapp zehn Minuten bis Frauenfeld. Die Zeit drängt. Je schneller sie es hinter sich bringt, desto besser. Sie nimmt das Handy und drückt den Knopf rechts außen. Das Display erwacht zum Leben und zeigt eine verschneite Berglandschaft. Rechts oben signalisiert der Akku 73 Prozent Ladung, links oben zeigt sich das Flug-

zeug-Symbol. Sie muss den Flugmodus ausschalten, damit sich das Gerät ins Netz einwählt und eine digitale Spur Richtung Südwesten hinterlässt. Sie nimmt den Finger und legt ihn vorsichtig auf die Vertiefung für die automatische Erkennung des Abdrucks. Nichts passiert. Und nach zehn Sekunden ist der Bildschirm wieder dunkel. Mist! Der Mann war Rechtshänder, also ist es bestimmt der richtige Finger. Oder nahm er etwa den Daumen zum Entsperren? Aber vielleicht ist er einfach schon zu kalt. Die Frau überwindet ihren Ekel, nimmt das Stück menschlichen Fleisches und führt es bis auf einen Zentimeter vor ihren Mund. »Meine Damen und Herren, wir treffen in wenigen Minuten in Frauenfeld ein. Ausstieg in Fahrtrichtung links. Mesdames et messieurs, nous arrivons ...« Sie legt ihre ganze Konzentration in das tote Körperteil vor ihrem Mund und haucht es an. Zweimal, dreimal. Erneut drückt sie den Knopf rechts außen und legt den Finger auf das für ihn bestimmte Feld. Wieder zeigt das Smartphone keine Reaktion. Sie will schon aufgeben, da fällt ihr etwas ein: eine Kleinigkeit nur. Nun drückt sie den Finger fester aufs Feld. Etwas Flüssigkeit tropft aus dem Fleisch. Es bleibt ihr keine Zeit, sich zu ekeln. Prompt erscheint nun der Startbildschirm mit den Kacheln für die diversen Apps. Der Zug verlangsamt seine Fahrt. Die hellen Lichter der Häuser vor dem Fenster werden dichter.

Nun geht alles sehr schnell: Die Frau schaltet den Flugmodus des Handys aus, beobachtet, wie links oben der Name des Mobilfunk-Anbieters erscheint, und schreibt, wie abgemacht, die SMS. In ihrer Aufregung benutzt sie zum Tippen, anstelle ihres eigenen, den abgetrennten Finger. Sie drückt auf »Senden« und lässt danach das Gerät in den Spalt zwischen Sitz und Rücklehne verschwinden. Im

besten Fall würde es einige Stunden später, weit weg von hier, gefunden werden. Den abgetrennten Finger legt sie in eine leere, mattglänzende Schatulle für Cassis-Hustenpastillen, ebenso das Taschentuch, mit dem sie die roten Tropfen auf dem Tischchen aufgewischt hat.

Der Zug hält an. Die Frau springt auf und verlässt den Waggon durch die hinterste Türe. Sie schaut sich auf dem Perron kurz um und sieht wenige Meter entfernt einen Abfallkübel. Sie versichert sich kurz, dass sie von niemandem beobachtet wird, wirft die Schatulle in den Kübel und geht zügigen Schrittes Richtung Parkplatz.

BLUTIGE SPUR IM MUSEUM

Drei Wochen zuvor: 11. Januar

»Ruhe, ihr Rabauken!« Die Stimme von Clemens Hofer hallte durch das hohe Foyer des Museums. Die 5a hatte heute die Lektion »Bildnerisches Gestalten« aus der Schulstube ins Kunstmuseum verlegt, wo am Abend die Vernissage der Ausstellung »Charakterköpfe im Wandel der Zeit«

stattfinden sollte. Museum statt Klassenzimmer – eine Idee, von der alle zu profitieren schienen: die Schüler, weil alles, was außerhalb der Schulmauern stattfand, an und für sich ein Gewinn war. Das Museum, das 20 junge Menschen in die Besucherstatistik aufnehmen konnte, eine Zielgruppe, die freiwillig kaum einen Fuß über die Schwelle des Hauses setzen würde, und Hofer freute sich in erster Linie auf einen kurzen Flirt mit der attraktiven Dame hinter der Kasse. »Silvia Kündig«, stand auf ihrem Namensschild.

»Hört mir gut zu, ja, auch du, Noah!« Nach dem zweiten Anlauf kehrte endlich Ruhe ein. »Ihr benehmt euch wie bei Oma an Weihnachten. Seid ruhig und fasst vor allem nichts an.« – »Vor allem nicht die Oma ...« – »Wer war das?« Nur leises Gekicher war zu hören. Hofer machte eine kurze Pause, damit sich die Botschaft in den Kinderhirnen setzen konnte. »Eure Aufgabe ist es, eines der Gesichter, die in der Ausstellung gezeigt werden, abzuzeichnen. Dazu fünf Sätze, warum ihr euch genau für dieses Bild entschieden habt. Ihr habt zwei Stunden Zeit. Ich komme vorbei, sobald ich hier den Papierkram erledigt hab. Gibt's noch Fragen?«

Merima streckte den Finger in die Höhe. »Wo ist Toilette?«

Hilflos schaute Hofer zu Silvia. »Komm, ich zeig's dir«, offerierte sie.

»Ey, du Opfer!«, tönte es abfällig von den Jungs, die sich in einer Ecke zusammenrotteten. Die Hälfte der Mädchen schloss sich spontan dem Unternehmen »Biopause« an.

Hofer wunderte sich und wandte sich an die Verbliebenen. »Gut, dann: Los geht's! Ab in den ersten Stock. Und wie gesagt: nichts berühren. Das gilt auch für dich, Noah!«

Halbwegs gesittet machte sich die 5a auf zu den Ausstellungssälen im Obergeschoss, während der Lehrer auf die Rückkehr der WC-Karawane wartete und sich Silvia zuwandte.

Die Ausstellung umfasste über 50 Exponate – Bilder, Büsten, Skulpturen – und zeigte in chronologischer Reihenfolge Kunstwerke vom antiken Marien-Gemälde aus dem Mittelalter bis zu Warhols berühmten Pop-Art-Bildern von Marilyn Monroe. Die Kunst im Wandel der Zeit. Die Ausstellungseröffnung am Abend versprach, der erste gesellschaftliche Höhepunkt des noch jungen Jahres zu werden: Vertreter aus Politik, Wirtschaft, Sport und natürlich Kultur versammelten sich zu einer Art verspätetem Neujahrsempfang, und der zog, der feinen Häppchen und des Gratis-Alkohols wegen, nicht nur die kunstaffine Minderheit der vermeintlich vornehmen Gesellschaft an. Das war zumindest der Plan, bis zu dem Moment, als Noah Lehrer Hofers Geplänkel mit Silvia hinter der Kasse unterbrach.

»Herr Hofer, hallo?«

Unwirsch drehte sich der Angesprochene um. »Du wieder, Noah! Du siehst doch, ich bin beschäftigt. Ich komme zu euch hoch, wenn es so weit ist. Bis dahin ...«

Noah blieb stehen und stammelte: »Da liegt was rum ...«

Hofer stutzte und versuchte den Umfang der Katastrophe zu ermessen. »Wie, da liegt was rum? Hast du was umgestoßen, du Tollpatsch?«

»Also ich war's nicht. Jorin meint, das muss vielleicht so sein, weil moderne Kunst und so. Aber ich bin mir nicht sicher.«

»Sie entschuldigen mich bitte kurz.« Widerwillig folgte Lehrer Hofer seinem Schüler. Auf der Treppe sah

er mit jedem Tritt aufwärts einen deutlicheren, blutroten Schuhabdruck auf dem strahlend weißen Boden. Etwa Größe 37.

FRESSEN, SAUFEN, SCHLEIMEN

»Rumstehen, gescheit dreinschauen und während der Ansprachen nicht einschlafen. So eine Vernissage gibt journalistisch rein gar nichts her«, versuchte Roger Wüthrich, Chef der Lokalredaktion des Kreuzlinger Anzeigers, Schlimmeres abzuwenden. »Ich schlage vor, wir schicken einen Fotografen hin und gut ist.«

»Hast du dir die Gästeliste angeschaut?« Chefredaktor Gustav Fromm ließ nicht locker. »So eine Promi-Dichte gibt es selten: der Stadtpräsident mit Gattin, natürlich die Thurgauer Apfelkönigin, der Präsident des FCK mit Entourage, der Chef von ›Stottler-Train‹, dem größten Arbeitgeber weit und breit, der Verwaltungsratspräsident des Anzeigers ...«

»Ach so!« Wüthrich versuchte, nicht herablassend zu tönen. »Der auch!«

»Unseren Aktionären dürfen wir auf diesem Weg mal was zurückgeben«, unternahm Fromm einen neuen Anlauf.

»Reicht denen die Dividende nicht mehr?«, warf Oliver Tschanz, einer der Redaktoren, bissig ein.

Zeit für Wüthrich, seinen freien Abend zu retten. »Du erwartest aber trotzdem nicht, dass ich deswegen die Party zum zehnten Geburtstag meiner Tochter verpasse?« Der und seine Familie, dachten die anderen am Redaktionstisch neidisch, denen keine ähnlich gute Ausrede einfiel.

»Na, Tschanz? Wäre das nicht was für dich? Schließlich sind die Kuratorin und du gut befreundet, sagt man.« Fromm versuchte, einen neuen Sündenbock zu finden.

»Mindestens sooo gut befreundet«, schob Wüthrich unnötigerweise nach, zeichnete mit den Händen ein großes Herz in die Luft und erntete damit einige kümmerliche Lacher in der Runde, die froh war, dass die Chefs anscheinend ein neues Opfer erkoren hatten.

»Die Vernissage im Kunstmuseum: Charakterköpfe. Das klingt wie für dich gemacht, mein lieber Tschanz. Ein Abend unter guten Freunden sozusagen. Und mit dem Stottler und dem Winterberg sind immerhin zwei Schwergewichte aus deiner Welt zugegen.«

»Pahh, Kultur. Damit könnt ihr mich jagen.« Tschanz schien den Ernst der Lage erkannt zu haben. »Fressen, Saufen, Schleimen. Ist nicht meine Welt.«

Oliver Tschanz war zweifellos einer der begabtesten Schreiberlinge bei diesem Provinzblatt. Nach der Ausbildung zum Sozialarbeiter und einigen Jahren in der Drogenarbeit hatte er vor acht Jahren ein Volontariat beim Anzeiger absolviert und daraufhin pragmatisch beschlossen, dass dies der angenehmere Weg war, seinen Lebens-

unterhalt zu verdienen. Damals ahnte er noch nichts von den unzähligen, von sinkenden Werbeerträgen getriebenen Sparrunden in den Printmedien, die nur schlecht getarnt als Umstrukturierungen daherkamen. Tschanz war das soziale Gewissen der Redaktion und spezialisierte sich auf Berichte aus Wirtschaft und Finanzen. Mit »Stottler-Train«, die Tram und Züge für den Weltmarkt herstellten, und der Brauerei Winterberg, die die Gastronomie im Umkreis von 50 Kilometern am Schweizer Bodensee-Ufer beherrschte, waren tatsächlich zwei wirtschaftliche Hochkaräter für die Vernissage angekündigt. »Ich glaube kaum, dass sich die Herren Stottler und Winterberg im Rahmen eines gepflegten Small Talks anlässlich einer Vernissage zu ihren überrissenen Honoraren oder bescheidenen Arbeitsbedingungen befragen lassen. Und mit dem Gekleckse an den Wänden habe ich wirklich überhaupt nix am Hut.«

Was für eine schlappe Gegenwehr. Die Chefs und der Rest der Redaktion staunten. An jedem anderen Tag hätte der für seine aufbrausenden Auftritte bekannte Tschanz ein Affentheater aufgeführt, hätte von »Glaubwürdigkeit« und »Berufsethos« geschwafelt und unter Protest den Raum verlassen. Nicht ohne hinter seinem Abgang mit dem schwungvollen Zuknallen der Tür einen Punkt zu setzen. Aber heute ...

»Ist Ihnen nicht gut, Tschanz?«, fragte Wüthrich besorgt. »Etwas bleich um die Nase ...«

»Hmm?« Der Angesprochene schien nicht so richtig bei der Sache zu sein.

»Tja, dann sind wir uns einig!«, nahm Chefredaktor Fromm elegant den rhetorischen Faden auf und faltete dabei die Hände. Ein sicheres Zeichen, dass er ein baldiges Ende der Veranstaltung wünschte.

Wüthrich sah seine Chance gekommen: »Gut so! Dann also der Fotograf. Eine Seite für Montag. Die Liste mit den Personen auf den Bildern bekommt er bis vier Uhr von mir.« Die Versammlung erhob sich zögerlich. »Und du, Tschanz, du bleibst noch kurz hier.«

VON KARTOFFELN UND BOHNEN

»Ja so eine Sauerei!« Herbert Hutter war ehrlich empört über den Anblick, der sich ihm im ersten Stock des Museums bot. Blutspritzer auf dem weißen Boden, eine kleine rote Fußspur führte nach unten, etwas Hirnmasse trat aus der Wunde am Hinterkopf der Leiche und vermischte sich unschön mit der Blutlache.

Auch nach über 30 Jahren Polizeiarbeit war für Hutter jeder Tatort eine Störung der gewohnten Ordnung. Und wenn er etwas nicht ausstehen konnte, war es Unordnung.

»Amélie Cohen«, sagte die junge Frau an seiner Seite mit Blick auf die bizarre Szenerie. Lisa Lehmann war Hutters Praktikantin. Eine ehrgeizige und kluge junge

Frau. Hutter und Lehmann waren, anders als die meisten Ermittler im Fernsehen, kein Dream-Team. Da waren nicht nur der beträchtliche Altersunterschied, er bald 60, sie knapp 30, auch optisch passten die beiden nicht zusammen. Während Hutter etwas kartoffelig aussah, war Lehmann zu groß und zu dünn und glich einer Dörrbohne. Einen ausschweifenden Hang zu Attraktivität konnte man beiden nicht vorwerfen.

»Die Kuratorin der Ausstellung, sagt der Direktor des Museums.« Lehmann deutete mit dem Kopf nach rechts. Dort saß ein älterer Mann wie ein Häufchen Elend ein wenig abseits und starrte auf den Boden, als ob es dort etwas zu entdecken gäbe. Hansueli Niedermann war ein Museumsdirektor alter Schule. Mit seinem beigen Cordanzug schien er wie aus der Zeit gefallen zu sein. Seine Gesichtsfarbe hatte inzwischen die Farbe seiner Kleidung angenommen. Hutter ließ die Kriminaltechniker in ihren weißen Overalls die Arbeit machen, trottete langsam zu Niedermann und setzte sich neben ihn. »33 Jahre alt ist sie – war sie. Und auf dem Weg nach ganz oben«, erzählte der Museumsdirektor ungefragt. »Ein Star in der Kunstszene. Das hier ist das letzte kleine Ding, das sie macht«, sagte er apathisch. »Als Nächstes wäre sie nach Basel gegangen, in die Kunsthalle: Moderne Klassiker.«

»Hm?« Hutter hörte zwar zu, schien aber in Gedanken woanders zu sein.

»Basel?«

»Nein, das andere ... Dingens.«

»Moderne Klassiker?«

»Genau. Das war's. Wie soll denn das gehen? Entweder ist was doch modern oder klassisch, also alt.«

»Tja, also das ist so. Modern meint hier ...«

»Übrigens, Hutter, Kripo Thurgau. Freut mich.« Der Kommissar wollte sich mit Niedermann nicht auf eine Kunstdiskussion einlassen.

»Die Freude hält sich in Grenzen«, antwortete Niedermann wenig diplomatisch. »Eine Katastrophe ist es! Monatlang haben wir daran gearbeitet, Amélie, also Frau Cohen, und ich. Und nun das. Am Tag der Eröffnung. Ein Höhepunkt des Jahres. Wichtige Treffen mit Sponsoren, Netzwerken mit der Politik, existenziell, das Ganze!«

Vor allem für das Opfer, dachte sich Hutter. Einen Tag später ermordet wäre wohl passender gewesen.

ZIMMER MIT AUSSICHT

Vier Monate zuvor: 11. September 2018

Gnadenlos brannte die Sonne vom Himmel an diesem Dienstag im Sommer, der nicht enden wollte. Der Bach, der am Schloss vorbeiführte, hatte kaum noch Wasser und war zu einem schmalen Rinnsal verkommen. Amélie Cohen trug ein schlichtes, luftiges Kleid, das ihre Figur äußerst

vorteilhaft betonte. Christina Winterberg bemerkte es sofort. »Kors?«

»Genau! Aber im Outlet. Ein Schnäppchen.« Eines, das freilich immer noch einige Hundert Euro kostete. Aber in diesen Kreisen bemerkt man den Wert des Lümpchens immerhin, stellte Cohen befriedigt fest.

»Charakterköpfe also«, lenkte die Schlossherrin das Gespräch auf den Grund des Besuchs. »Ich weiß nicht, wie wir da ...«

»Der Herr Winterberg selber brachte mich auf die Idee. Bei einem Sponsoren-Essen, das wir kürzlich hatten, erwähnte er, dass die Familie vor allem früher sehr aktiv auf dem Gebiet der Kunst war: sein Vater, aber auch Roberts, also Herr Winterbergs erste Frau.«

Einige Ölgemälde, die im Entree des Schlosses hingen, schienen diese Aussage zu bezeugen. »Und da dachte ich, es wäre doch eine nette Referenz an die Familie, die dank ihrer Großzügigkeit die Ausstellung überhaupt erst ermöglicht, wenn eines ihrer Bilder die Sammlung ergänzen würde. Natürlich nur, wenn die Qualität stimmt!«

»Natürlich, meine Liebe. Qualität! Da sind wir uns einig. Dafür steht der Name Winterberg.«

Schloss Conradsberg thronte leicht erhöht am Fuße des Schweizer Seerückens. Erbaut wurde es in den 1930er-Jahren nach den Ideen von Conrad Winterberg. Seine Pläne waren damals schon etwas antiquiert. Heute würde man sagen: Conradsberg ist ein Anwesen im Retro-Design. In einer Zeit, in der architektonisch der Bauhaus-Stil oder ein Le Corbusier aufkam, beharrte der Bauherr auf Anleihen beim Klassizismus. Dort eine Säule, da ein Türmchen. Winterberg senior hatte Mühe, einen Architekten zu finden, der seine Vision umsetzen konnte. Nach vier Jahren

Bauzeit war es aber so weit: 1940 war das Schloss fertiggestellt: Conradsberg, eine Mischung aus griechischem Tempel und italienischem Palazzo.

Fast 80 Jahre später fügten Christina Winterberg und ihr Gast sich gut in diese Kulisse ein. Sie machten eine kurze Führung durch das Anwesen. Mit ihrem Master of Arts war Amélie Cohen erstaunt über die geradezu reaktionäre Architektur, ließ sich aber nichts anmerken.

»Wie pittoresk!« – »Oh wie eigen ...« – »So etwas sieht man selten!« Sie flüchtete sich in Allgemeinplätze.

»Manchmal habe ich das Gefühl, in einem Museum zu wohnen«, fasste Christina Winterberg ihr Verhältnis zum Schloss zusammen. Kein Wunder: Überall stand Nippes auf dunklen Möbelstücken herum, beides schien den Staub magisch anzuziehen. »Und wie viel Arbeit das alles gibt. Zum Glück habe ich einen guten Hausgeist, der hier für Ordnung sorgt.«

»Und die vielen Bilder«, versuchte Amélie Cohen die Diskussion wieder auf heimischeres Terrain zu führen.

»Ja, die Bilder. Eine Familientradition. Genau. Deswegen sind Sie ja eigentlich hier ...«

Von der Wand her schien der Hausherr den Dialog zwischen Amélie Cohen und Christina Winterberg aufmerksam zu verfolgen. Das Porträt war anlässlich seines 70. Geburtstags gefertigt worden: Stolz schaute er den Betrachter mit sicherem Blick an, die silbergraue Mähne unter einem Stetson gebändigt, buschige Augenbrauen, die stahlblauen, wenn auch etwas kalten Augen, das Grübchen am Kinn, hohe Wangenknochen, die breite Stirn. Ein attraktiver Mann, auch im Alter. »Natürlich kommt ein Porträt von ihm selber nicht infrage. Das wäre ihm zu protzig«, ergänzte Cohen.

So bescheiden kenn ich ihn gar nicht, dachte Christina Winterberg und sagte: »Natürlich. Das wäre überhaupt nicht sein Stil.«

Die beiden Frauen stiegen drei Stockwerke hoch und betraten ein Zimmer mit wunderbarem Ausblick auf den See. Offensichtlich wurde der Raum schon seit Jahren nicht mehr bewohnt. Die Möbelstücke waren mit weißen Leintüchern abgedeckt und auf dem Bett lag eine nackte Matratze. »Das ehemalige Zimmer von Winterbergs Sohn. Aus erster Ehe«, bemerkte Christina Winterberg ohne weitere Erklärungen. Und Amélie Cohen fragte nicht nach. Robert hatte nie einen Sohn erwähnt. Wie er überhaupt sehr sparsam mit Auskünften über sein Familienleben war. Jedenfalls sah das Zimmer nicht so aus, als ob sein Bewohner vor Kurzem noch hier gewohnt hätte oder demnächst gedachte zurückzukehren.

»Vielleicht ist hier etwas, was in die Ausstellung passt.« Die Hausherrin zeigte in eine Ecke, wo einige Bilder mit der bemalten Fläche zur Wand standen, damit sie vom Tageslicht keinen Schaden nahmen. »Es sind Bilder, die jahrelang im Estrich lagerten. Ich hoffe, sie haben nicht gelitten durch die unsachgemäße Lagerung.« Christina Winterberg setzte sich auf die Matratze, von wo augenblicklich eine Handvoll Motten aufstoben und scheinbar ziellos ein neues Versteck suchten. »Ich glaube, unser guter Hausgeist war hier schon lange nicht mehr«, sagte sie, mehr zu sich selbst als zu ihrem Gast.

»Sie erlauben?« Amélie Cohen zupfte ein paar weiße Handschuhe aus ihrer Handtasche, schlüpfte mit ihren schlanken Fingern hinein und machte sich wortlos an die Durchsicht der Gemälde. Eine Prozedur, die mehrere Minuten dauerte. Ein Bild betrachtete sie dabei deut-

lich länger als die anderen. Etwas schien sie zu faszinieren. Vorsichtig fuhr sie mit dem Zeigefinger der rechten Hand über die Oberfläche, hielt einen Moment inne und wiederholte die Bewegung. Fasziniert betrachtete Christina Winterberg ihren Gast, der ganz versunken schien. Sie wünschte sich insgeheim eine ähnliche Passion für sich selbst. Schließlich meinte Amélie Cohen bestimmt: »Ja, ich glaube, da haben wir ein Werk, das ganz wunderbar in die Ausstellung passt.«

TÖDLICHE KUNST

Am Tag nach dem Mord: 11. Januar 2019

»Die Familie Winterberg 1944«, sagte Niedermann und deutete auf den leeren Rahmen. »Jemand hat das Bild aus dem Rahmen geschnitten. Sehr grob!« Der Direktor schien körperliche Qualen zu leiden beim Gedanken, dass der Täter mit einem Messer die Leinwand verletzt hatte.

»Ein Kunstraub also?« Hutter kannte sich nur mit Bildern von Tatorten aus und nicht mit solchen, die an Wän-

den hingen. »Käumlich«, entgegnete der Fachmann mit Blick auf den goldenen Rahmen, der ohne Bild jämmerlich protzig aussah. »Stammt aus Privatbesitz. Die Familie Winterberg. Sie verstehen?« Hutter verstand. Robert Winterberg war eine der schillerndsten Figuren auf der Schweizer Seite des Bodensees: Besitzer der gleichnamigen Brauerei, Präsident und großzügiger Sponsor des FC Kreuzlingen, der dank Winterbergs Zuschüssen knapp vor dem Aufstieg in die zweithöchste Fußball-Liga stand. Zusätzlichen Glanz verlieh ihm Christina Winterberg, seine zweite Frau, ein ehemaliges Fotomodell, die mehr aus Langeweile denn aus Überzeugung seit Jahren als Mäzenin verschiedener karitativer Einrichtungen wirkte. Ansonsten, wie es in ihrer alten Heimat hieß: *Bella Figura*.

»Eigentlich völlig wertlos, außer für die Familie selber, aus sentimental Gründen«, erklärte Niedermann.

»Ja aber warum stiehlt denn einer so was?« Hutter kratzte sich an der freien Stelle am Hinterkopf, deren Ausbreitung auch diverse Haarwuchsmittel nicht aufhalten konnten.

Darauf hatte der Museumsdirektor eine kreative Antwort: »Bestimmt nicht wegen des Werts des Bildes. Aber vielleicht als Packmaterial? Denn das zweite Exponat, das fehlt, ist ungleich wertvoller, um nicht zu sagen unbezahlbar.« Hutter fragte nicht nach. Er wartete, bis Niedermann von sich aus mit der Sprache rausrückte. »Ein *Giacometti!*« Der Museumsdirektor war sichtlich fassungslos: »Ein Riesenschaden. Unermesslich.«

Hutter tippte umständlich den Namen in sein iPad. Block und Bleistift waren ihm eigentlich sympathischer, aber er wollte vor den jungen Kollegen nicht als Ewiggestriger dastehen. »Vorname?«

»Ueli.«

»U-e-l-i G-i-a-c-o-m-e-t-t-i«, haute Hutter im Ein-Finger-System grob die Buchstaben ins Gerät.

»Neinein. Alberto! Alberto Giacometti«, korrigierte Niedermann. »Ich heiÙe Ueli.«

Hutter murrte vor sich hin. »Also Alberto. War der Italiener? Irgendwas mit Jesuskind?«

Niedermann blieb einen Moment sprachlos in Anbetracht von so viel Kunstignoranz. »Der war Schweizer, Herr Kommissar! Bündner, um genau zu sein. Ein Giacometti ist Millionen wert. Mindestens.« Niedermann riss die Augen weit auf, um die Aussage zusätzlich zu illustrieren. »Das Exponat hier war eine Büste aus Bronze.« Bronze? Gibt's doch für einen dritten Platz, dachte Hutter, behielt es aber klugerweise für sich. »Also wurde das wertvolle Stück Metall möglicherweise in die Leinwand eingewickelt, um es beim Abtransport nicht zu beschädigen«, sagte der Direktor.

»Hmm. Das klingt logisch«, sagte Hutter, der seinen Sinn für Ordnung befriedigt sah.

Während die beiden Männer vor dem leeren Sockel und dem leeren Bilderrahmen standen, wurde die Leiche von Amélie Cohen fachmännisch entfernt. Niedermann wechselte deshalb das Thema: »Weiß man schon, wie? Weshalb?« Hutter schien mit den Gedanken wieder ganz woanders zu sein. »Die Frau Cohen! Amélie ...«

»Ach so. Erschlagen, so wie's aussieht. Von hinten auf den Kopf. Mit etwas Hartem. Vermutlich einem Stück Metall.« Nun wich die letzte Farbe aus Niedermanns Gesicht. Er schwankte zu einer der Bänke, die für Besucher bereitstanden, und setzte sich. Die Vorstellung war definitiv zu viel für ihn. »Ein Giacometti als Mordwaffe?«

HIER REGIERT DER KÖNIG

Acht Monate zuvor: 11. Mai 2018

Sanft schlugen die Wellen ans Ufer des Bodensees. Amélie Cohen und Robert Winterberg saßen in der Abendsonne auf der Terrasse des Restaurants Seehof. Beide stocherten lustlos im Fisch-Risotto. »Und wenn ich nicht bezahle?« Winterberg ließ seinen Blick unverfänglich über den See wandern.

»Das wäre sehr, sehr schade, aber kein Weltuntergang.« Amélie Cohen schaute Winterberg bestimmt in die Augen. »Dann sagen wir es ab. Dann muss der Niedermann halt was improvisieren.«

»Wie wär's mit: ›Sonnenuntergänge im Wandel der Zeit‹?« Winterberg pickte die Fischstückchen heraus, Cohen schien es eher auf einzelne Reiskörner abgesehen zu haben. »Das ist viel Geld, auch für mich.« Nun fixierte Winterberg den Blick seines Gegenübers.

»Ich bitte Sie, Herr Winterberg.« Amélie versuchte ein Lächeln.

»Robert. Bitte! So weit waren wir doch schon einmal.«

»Also Robert ...«

»Weißt du«, fiel er ihr ins Wort, »ich setze mein Geld gerne ein. Aber ich möchte einen gewissen Return on Investment sehen. Also mehr Geld. Oder meinen Spaß haben beim Ausgeben. Fällt dir dazu was ein?«

»Wozu?«

»Zu eins von beidem!« Winterberg tupfte sich die Lippen mit der weißen Stoffserviette ab und ließ seinen Blick erneut über die Weite des Sees schweifen.

Amélie Cohen tat so, als müsste sie nachdenken. »Return on Investment, R O I, Roi: wie König auf Französisch. Was will denn der König des Bodensees zurück? Gehört ihm nicht schon alles?«

Tatsächlich gehörte ihm auch der Seehof, wo sie zu Gast waren. Eines der besten Lokale weit und breit. Gebaut wurde das Haus am See kurz nach dem Zweiten Weltkrieg. Dann zerfiel es langsam, nach einer Reihe von schnellen Wirtewechseln, in den 1980er-Jahren. Knapp ein Jahr stand es sogar leer, bevor Winterberg es kaufte und für einen zweistelligen Millionenbetrag renovieren ließ. Dann suchte er sich einen der damals angesagtesten Spitzenköche. Seither florierte der Seehof. Es war ohne Zweifel ein kulinarisches wie auch wirtschaftliches Husarenstück.

Winterberg griff, um etwas Zeit zu gewinnen, zum Amaroni, die Flasche zu 120 Franken, um nachzuschenken. Cohen hielt schnell die Hand über ihr fast leeres Glas. Winterberg schaute sie an. »Siehst du, liebe Amélie. Genau das meine ich.« Er hielt ihren Blick, bis sie langsam die Hand vom Glas nahm und Winterberg nachschenken durfte. Der ließ das süffige Rot provokativ langsam ins Glas laufen. Amélie Cohen schwieg und fixierte ihrerseits einen imaginären Punkt am Horizont. Winterberg genoss den Moment. »Meine Liebe: Ich denke, wir werden uns einig!«

DER KÖNIG SITZT EIN

Sechs Tage nach dem Mord

Ich staune: Wie klein meine Welt geworden ist. Ein Schritt geradeaus, eine Drehung um 90 Grad nach links, vier Schritte geradeaus, wieder im rechten Winkel nach links, ein Schritt, die Drehung und nochmals vier Schritte. Zurück zum Ausgangspunkt. Willkommen in meiner neuen Welt. Ja, lachen Sie ruhig. Der große Winterberg so klein. Spüren Sie sogar etwas Schadenfreude? Kein Problem, ich kann Sie verstehen.

Das ist mein neues Zuhause. Für 23 Stunden am Tag. Eine Zelle, wenige Quadratmeter groß. Eine Pritsche mit einer harten Matratze in der einen, eine Kloschüssel und ein kleines Lavabo in der anderen Ecke. Der Spiegel aus Blech, damit man sich nicht verletzen kann. Ein kleiner, an die Wand geschraubter Tisch und ein Stuhl, der ebenfalls fixiert ist. Mehr ist da nicht. Platz für: einen Schritt, vier Schritte, einen Schritt, vier Schritte.

Man hat mir alles genommen. Alles, was mir lieb und teuer war: mein Ansehen, meinen Reichtum, meine Familie und vor allem meine Freiheit. Sagen Sie ruhig: Recht geschieht ihm. Aber ich sage Ihnen: Ich war's nicht! Mein Anwalt meint, es sehe ernst aus. Die Polizei behauptet, die Beweislast sei erdrückend. Was die Medien berichten, weiß ich nicht, und was meine Freunde denken, ebenso wenig. Vielleicht ist das ein Vorteil in meiner Situation. Wenn es auch der einzige ist.

Darf ich mich Ihnen kurz vorstellen? Gestatten: Mein

Name ist Winterberg. Bei den männlichen Lesern dürfte der Name sofort einen Reflex auslösen: »Noch ein Winterberger!« Genau. Das bin ich. Der Bierkönig. Die Brauerei kaufte mein Vater, Conrad Winterberg, vor 82 Jahren. Aber zur wahren Blüte kam das Geschäft erst, als ich es nach dem Tod von Vater übernahm. 30 Jahre ist das her.

Ein Schritt, vier Schritte, ein Schritt, vier Schritte. Das ist manchmal auch Glück, so eine Zelle. Da staunen Sie. Denn ein solches Leben bedeutet viel Zeit zum Nachdenken. Eigentlich ein Luxus. Einen, den ich trotz allem Reichtum nie hatte. Ich, ein Mann der Tat. Sie fragen sich sicher, wie ich in diese missliche Situation geraten bin. Nun, man verdächtigt mich, eine Frau erschlagen zu haben. Ein Vorwurf, der ernst zu nehmen ist, sagt mein Anwalt. Er muss es wissen, denn immer, wenn er mir gegenüber sitzt, macht er ein besorgtes Gesicht. An seinem Honorar kann es nicht liegen.

Ich gestehe: Ich kannte diese Frau. Alle Welt weiß das, darum gibt es keinen Grund, es zu leugnen, sagt auch mein Anwalt. Sebastian Hess heißt er übrigens. Und teuer ist er. Aber das Beste, was man sich in meinem Fall leisten kann, leisten sollte, meint er.

Amélie Cohen ist der Name der Toten. Der Vorname wie aus dem französischen Film, den meine Frau so gerne sieht. Und der Nachname wie der kanadische Musiker, den ich sehr verehere. Übrigens: Ist der nicht auch gestorben? Schlechte Zeiten für Cohens.

Amélie und ich waren Geschäftspartner. Geschäftsfreunde sogar. Kein Wunder kannten wir uns, die Tote und ich. Sie war häufig zu Gast bei uns auf dem Conradsberg, dem Anwesen, das nach meinem Vater benannt wurde. Ich soll sie erschlagen haben, behauptet die Poli-

zei. Deshalb sitze ich hier, liege viel und denke nach. Und manchmal gehe ich: einen Schritt zur Seite, vier Schritte nach vorn, einen Schritt nach links, vier Schritte zurück.

GIACOMETTI SCHLÄGT ZU

Am Tag nach dem Mord: 11. Januar

Uwe Drechsler hatte schlechte Laune. Das hatte er meist, seit er hier am See lebte. Das halbe Jahr Nebel, das andere halbe Jahr Touristen, die zum Einkaufen oder Flanieren kamen und ihm den Platz für das Bier an der Abendsonne streitig machten. Da fehlte ihm eine frische Leiche am Freitagnachmittag grad noch. Verlängertes Wochenende futsch, Ski-Ausflug in die Berge futsch. Dabei war die Nähe zu den Bergen, außer dem Zahntag in Schweizer Franken, etwas vom wenigen, was er als Ostdeutscher hier im Süden schätzte.

»Amélie Cohen, 38 Jahre, 1.79 Meter groß, 60 Kilo.« Eine attraktive Frau zu Lebzeiten, dachte er. »Getötet mit einem Schlag auf den Hinterkopf, mit etwas Hartem,

einem Hammer vielleicht, einer Eisenstange, so was in der Art.« Lustlos rapportierte Drechsler weiter. »Keine weiteren Verletzungen, kein Geschlechtsverkehr in den letzten 24 Stunden, soweit ich das auf den ersten Blick feststellen kann. Außerdem scheint es keinen Kampf gegeben zu haben, Fingernägel sind frei von Stofffasern oder Hautabschürfungen. Ansonsten tipptopp manikürt. Nagellack ist purpurrot«, ergänzte er zufrieden.

Hutter warf Drechsler einen irritierten Blick zu. Er bezweifelte, dass die Medien heute Abend an Werbung für Frau Cohens Nagelstudio interessiert waren. Hutter brauchte dringend Informationen. Für 19 Uhr war eine Medienkonferenz im Foyer des Museums angesagt. Die Vernissage, die eigentlich für diesen Zeitpunkt geplant gewesen wäre, wurde offiziell, mit einem nebulösen Hinweis auf betriebliche Probleme, kurzfristig abgesagt. Und nachdem die Eltern der Kinder, die Cohens Leiche entdeckt hatten, erstaunlicherweise auch dichtgehalten hatten, war das Ableben der Kuratorin bis zur Stunde tatsächlich geheim geblieben.

»Todeszeitpunkt?«

»Das ist einfach: Zum Glück herrscht in einem Museum Tag und Nacht die gleiche Temperatur, zur Schonung der Exponate«, erklärte Drechsler mit einem süffisanten Lächeln. »Der tödliche Schlag jedenfalls, nur ein einziger, wurde am Donnerstagabend zwischen 20 und 22 Uhr ausgeführt. So weit leg ich mich fest. Genaueres gibt es Anfang Woche. Wenn mich jetzt der Herr Kommissar bitte entschuldigt.«

»Moment, können wir schnell ... Läuft Ihr PC noch?«

Umständlich klaubte Hutter das iPad aus der Manteltasche und tippte die Notiz von dort in die Suchmaske